

CANSTEIN-BRIEFE * WEIHNACHTEN 1970



Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns! Joh. 1, 14

Für uns geboren

Maria hütet, säugt und nährt das Kindlein, wie eine Mutter tun soll. Und doch lautet der Text nicht zu Ehren der Mutter. Denn der Engel spricht: Ich verkündige euch große Freude, euch ist er geboren. Also ich soll mich des Kindes und seiner Geburt annehmen und soll die Mutter vergessen, so viel es möglich ist. Wiewohl man ihrer nicht vergessen kann; denn wo eine Geburt ist, da muß auch eine Kindesmutter sein. Dennoch soll man nicht an die Mutter glauben, sondern, daß das Kind mir geboren sei. Der Engel, der da spricht: Ich verkündige euch große Freude — der wollte gern, daß man nichts anderes ansehe als das neugeborene Kind. So groß soll dies Licht, daß er mein Heiland sei, in meinen Augen sein, daß ich sprechen kann: Maria, dies Kind ist nicht dein, du hast's nicht dir geboren, sondern mir; zwar bist du wohl die Mutter, magst es im Arm tragen und in Windeln wickeln und hast's dazu im Mutterleib getragen, aber ich hab' eine größere Ehre als die Mutterehre ist! Du hast einen Schatz, der mir gehört. Ich hab's besser als die, die das mütterliche Amt hat, denn er ist mein. Der Engel spricht: Er ist euch geboren. Da soll man sagen: Amen, ich danke dir dazu, du lieber Herr!

Martin Luther, 1530.

Zu dieser Weltstunde

Die Katastrophe unserer Zeit ist die Katastrophe des gottabwendigen Menschen. Das ist das Negative dieser Weltstunde. Hat sie nicht auch Positives?

Ja. Sie hat es in der Erkenntnis, in der jetzt wieder möglich gewordenen Einsicht, daß es ohne Gott „nicht geht“. Wenn sie sich dieser Einsicht beugt, kann ihr ein neuer Anfang geschenkt sein. Um dessen sicher zu sein, brauchen wir uns nur vorzustellen, wie sich diese Welt verwandeln würde, wenn wir alle Christen, wahre Christen der tätigen Liebe im Sinne von 1. Korinther 13 wären. Denken wir nur darüber nach, wie sich diese Welt verwandeln würde.

Ich muß hier wiederholen, was ich vor Jahren in ungezählten Briefen schrieb: Die einzige Rettung ist Christus, und zwar auch in den realen Sachen der Welt, in Sachen der politischen Ordnung. Nur der Frieden der christlichen Völker im versöhnenden Zeichen des Kreuzes kann hier Rettung bringen.

August Winnig.

Mit freundlicher Genehmigung des Eckart-Verlages aus „Uns ruft ein Licht“, Weihnachtserzählungen aus dem Osten.

Unserm Präsidenten Prof. D. Dr. Oskar Söhngen zum 70. Geburtstag



„Er hat sich um die Bibel verdient gemacht.“ So dürfen wir mit Fug und Recht an dieser Stelle sagen. Er hat es auf mancherlei Weise getan, als Prediger auf der Kanzel, in Vorträgen vor der Gemeinde wie vor Fachgelehrten, in Büchern, Zeitschriften und Einzelabhandlungen, als akademischer Lehrer an der Staatlichen Hochschule für Musik in Berlin, in Verhandlungen mit Behörden und Bibelgesellschaften, als Verwaltungsmann der Evangelischen Kirche sowie im Widerstand gegen Übergriffe des Nationalsozialismus, unter dem er vorübergehend sein Amt im

Evangelischen Oberkirchenrat verlor. Es kann nicht die Aufgabe sein, hier die umfassende Arbeit des am 5. 12. 1900 in Wuppertal-Barmen geborenen Jubilars zu würdigen. Das wird an mancherlei sonstigen Orten und bei anderen Gelegenheiten geschehen, bei Empfängen, in einer Festschrift und in anderen literarischen Erzeugnissen. Im Rahmen unserer Canstein-Briefe wollen wir den Blick auf das richten, was D. Söhngen für die Evangelische Hauptbibelgesellschaft, für unsere von Cansteinsche Bibelanstalt, für den Verband der Bibelgesellschaften und für das Evangelische Bibelwerk bedeutet.

In der Zeit, als die ehemals Preußische Haupt-Bibelgesellschaft, die heute den Namen Evangelische Haupt-Bibelgesellschaft trägt und in ihrer

Arbeit auf den östlichen Teil unseres Vaterlandes begrenzt ist, mit unserer von Cansteinschen Bibelanstalt vereinigt war, ist D. Söhngen mit beiden Gesellschaften verbunden gewesen. Seit der Entflechtung nach 1945 war er bis zum Bau der Berliner Mauer Präsident beider Gesellschaften, und bis heute ist er der Präsident unserer von Cansteinschen Bibelanstalt. Von 1963 bis 1970 ist er Vorsitzender des Verbandes der Evangelischen Bibelgesellschaften in Deutschland gewesen, der bis zu diesem Zeitpunkt alle Bibelgesellschaften im westlichen und östlichen Bereich Deutschlands umschloß. Die Gründung des Evangelischen Bibelwerks, die 1965 in Landau erfolgte, ist der tatkräftigen Initiative von D. Söhngen zu verdanken. So war es selbstverständlich, daß er zum Vorsitzenden des Bibelwerks gewählt wurde.

Im Jahre 1968 entsprach die Mitgliederversammlung seinem Wunsch, ihn aus dem Amt des Vorsitzenden freizugeben. Zum 1. Januar 1970 trat er auch als Vizepräsident der Evangelischen Kirche der Union und Leiter der Kirchenkanzlei der EKV zurück, nachdem seine Amtszeit schon zweimal über das Ruhestandsalter hinaus verlängert worden war. Aber auch im Ruhestand ist D. Söhngen noch in mannigfachen kirchlichen Ämtern und Aufgaben tätig. Vor allem aber leitet er nach wie vor mit umfassender Sachkenntnis, mit klugem Weitblick und in großer Liebe unsere von Cansteinsche Bibelanstalt.

Dem Unterzeichner dieser Zeilen ist es ein Herzensanliegen, die Dankbarkeit für das Miteinander zu bekunden. Nie hat sich D. Söhngen versagt, wenn sein Dienst erbeten wurde. Jede Anregung, jeder Wille zum Anpacken weiterer Arbeitsaufgaben, nicht zuletzt auch in Berlin, findet aufmerksames Hören, sachkundiges Prüfen und dann in partnerschaftlicher Team-Arbeit ein freudiges Umsetzen in die Tat. Das Mutmachen zur Arbeit, das bereitwillige Eingehen auf neue Planungen, das vorwärtsweisende Verhandeln im Direktorium und die brüderliche Verbundenheit bedeuten ein großes Geschenk für seine Mitarbeiter.

So grüßt die von Cansteinsche Bibelanstalt mit allen ihren Mitarbeitern und für den Freundeskreis ihren Präsidenten in der Hoffnung, daß uns noch Jahre gemeinsamer Arbeit mit ihm geschenkt werden möchten, mit dem Schriftwort aus Sirach 14: „Wohl dem, der stets mit Gottes Wort umgeht und es auslegt und lehrt, der's von Herzen betrachtet und gründlich verstehen lernt...“

Als schlichter Dank sei der Anfang dieses Geburtstagsgrußes zum Schluß noch einmal wiederholt: „Er hat sich um die Bibel verdient gemacht.“

Günther Leppin.

Bibelübersetzungen in Ostafrika

I. Was heißt übersetzen?

1. Das Wort „übersetzen“ hat zunächst den Sinn: Mit einem Boot oder einer Fähre über einen Strom setzen. Die zweite übertragene Bedeutung ist: Zwischen zwei Sprachen fließt ein Strom, der sie trennt. Man kann aber Gedanken aus einer Sprache in die andere über den Strom hinübertragen. Zwischen Plattdeutsch und Hochdeutsch ist es naturgemäß ein schmaler Strom. Wer versucht, aus dem Plattdeutschen ins Hochdeutsche und umgekehrt zu übersetzen, der merkt, daß das nicht so ganz einfach ist. Zwischen zwei verwandten Sprachen wie Deutsch und Englisch ist der Strom schon breiter. Das Übersetzen ist schwerer.

Zwischen Deutsch und Arabisch oder Zulu ist schon der Strom sehr breit. Das Übersetzen ist noch viel schwerer. Erst recht schwierig ist es, etwa ein wissenschaftliches Buch aus dem Deutschen in eine Buschmannsprache zu übersetzen. Der Versuch ist noch niemals gemacht worden. Er müßte auch scheitern. Die Buschmannsprachen unterscheiden sich von allen anderen Sprachen so sehr, daß es nur wenigen gelungen ist, sie zu sprechen. Aber alle diese Sprachen werden von Menschen gesprochen. Sie sind lernbar, lehrbar. Menschen können in ihnen denken, können sie „begreifen“. Es ist möglich, wenn auch oft unter großen Schwierigkeiten, gedachte Inhalte aus einer Sprache in eine andere zu „übersetzen“, d. h. über den Strom zu tragen, der sie trennt.

2. Im Nyakyusa (Tanzania) habe ich ein altes Lied gefunden, das von einem Mann spricht, der sich Flügel mit Wachs anklebte, um damit zur Sonne zu fliegen. Als er sich der Sonne näherte, schmolz das Wachs, die Flügel lösten sich, und der Mann stürzte zu Tode. Dem Menschen ist der Flug zur Sonne, d. h. zu Gott, verwehrt. Das war ein altes heidnisches Wissen. In der biblischen Botschaft handelt es sich um die Offenbarung Gottes. Von Gott sagt diese Botschaft: „Gott wohnt in einem Lichte, da niemand zukommen kann.“ Gott ist von dem Menschen durch einen Strom getrennt, über den Menschen niemals übersetzen können. „Niemand fährt zum Himmel“, sagt Jesus. Gott kann nicht von Menschen mit ihren Denkformen, mit ihren Gefühlen erfaßt und begriffen werden. „Was Gott ist, wird in Ewigkeit kein Mensch ergründen“ (C. F. Meyer). Die biblische Botschaft ist wesensmäßig von jeder menschlichen Art verschieden.

3. Der Mensch kann nicht zu Gott kommen, aber Gott kommt zu den Menschen. J. Tauler hat das Lied gedichtet: „Es kommt ein Schiff, geladen bis an sein' höchsten Bord, trägt Gottes Sohn voll Gnaden, des Vaters ewigs Wort.“ Um im Bilde des Liedes zu sprechen: das Schiff Gottes setzt über den unübersetzbaren Strom, der die Ewigkeit Gottes von

der Welt der Menschen trennt. Die Unendlichkeit Gottes geht ein in die Endlichkeit des Menschen. Gott wird Mensch. „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns.“ Gott wird in Jesus Mensch. Er übersetzt das, was in dem Herzen Gottes lebt, in die Sprache, das Denken der Menschen. Er demonstriert in Wort und Wandel, in seinem ganzen Leben Gottes unfassbare Liebe. Selbst die Einfältigen, die Ungebildeten, die „Zöllner und Sünder“ „verstehen“ sein Wort. Die Kleinen, die Getretenen „begreifen“ ihn. Die Klugen, die Frommen aber „verstehen“ ihn nicht. Der kluge Nikodemus muß es sich sagen lassen: „Du bist ein Lehrer in Israel und weißt das nicht!“ Jesus ist der Dolmetscher Gottes.

4. Wer die biblische Botschaft hinübertragen will in eine andere Sprache, der muß nicht nur die Grammatik, die Geschichte der Worte und Begriffe sehr genau kennen, er muß vor allem wissen, daß die biblische Botschaft eigentlich nicht übersetzt werden kann. Man vergleiche, was Blaise Pasqual, der große Mathematiker, nach seiner Bekehrung stammelnd niederschreibt: „... Jahr der Gnade 1654. Montag, der 23. Nov. ... Seit ungefähr zehn einhalb Uhr abends bis ungefähr zwölf einhalb. — Feuer — Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs, nicht der Philosophen und der Gelehrten . . .“

„Die Worte sind viel zu groß.“ Der Übersetzer muß wissen, daß Gott allein die Tür zum Glauben auf tun kann, Apostelgeschichte 14, 27. Der Mensch muß ganz das Seine tun. Das Verständlichmachen liegt bei Gott. Der Übersetzer muß sich „in die Schuhe stellen“ von denen, in deren Sprache er übersetzt. Aber daß das Wort die Herzen ergreift, steht bei Gott.

II. Vorfragen einer Bibelübersetzung.

1. Die Geschichte der Kirche Christi ist eine Geschichte des Übersetzens der biblischen Botschaft in eine immer neue Zeit hinein. Jesus sprach aramäisch. Die Evangelien sind in Griechisch, und zwar in einem Griechisch gesprochen, das eine Verkehrssprache war. Verkehrssprachen sind in der Regel einfache Sprachen. Von den Evangelisten haben wahrscheinlich nur Markus und Lukas Griechisch als ihre Muttersprache gesprochen. Die Männer des Neuen Testaments haben diese Verkehrssprache gebraucht, um recht viele Menschen zu erreichen. Diese ersten Zeugen haben ihren Dienst des Übersetzens mit großer Einfalt und einer erstaunlichen Vollmacht ausgerichtet. Man darf ja nicht vergessen, daß Aramäisch bzw. Hebräisch und Griechisch zwei ganz verschiedene Denkwelten, Kulturen darstellen. Diese Evangelisten und die anderen Schreiber des Neuen Testaments lebten in der festen Gewißheit, daß Gott ihnen zur rechten Zeit das rechte Wort geben würde. Sie standen auch hierin in der Überzeugung

der Führung des lebendigen Gottes. Man kann immer nur staunen, wie meisterhaft und treffend sie die Offenbarung Gottes hinübergetragen haben in die Sprache der Griechen. Seit den Arbeiten Adolf Schlatters und dem Theologischen Wörterbuch zum Neuen Testament (Kittel) ist uns etwas aufgegangen von der Größe der philologischen und theologischen Arbeit, die die Evangelisten und die Briefschreiber des Neuen Testaments getan haben. Andere haben die Arbeit des Übersetzens fortgeführt. Sie wird bis in unsere Zeit hineingetragen. Eine jede Übersetzung der Bibel ist immer eine Lebensarbeit.

2. Jede Bibelübersetzung setzt eine genaue Kenntnis der Sprache voraus, in die übersetzt werden soll. Der Übersetzer muß nicht nur die Grammatik, die Lautgesetze kennen, er muß sich auch vertraut machen mit dem Brauchtum, den religiösen Vorstellungen und der Geschichte des Volkes. Ihm muß die Fähigkeit eigen sein, auch die oft unterschwelligeren Bedeutungen der Worte zu erfassen. Pastor Ronicke reiste 1929 in Usambara mit dem alten Missionar Gleiß, der schon viele Jahre im Lande war. Sie kamen in ein Dorf und wurden feierlich begrüßt. Gleiß übersetzte. Plötzlich hörte er auf mit dem Übersetzen. Auf eine Frage sagte er: „Das Shambala, das sie jetzt reden, verstehe ich nicht.“ Es war ein Dialekt, den nur die Alten kannten. In Dialekten sind zumeist die tiefsten Weisheiten zu finden. Die Sprichwörter z. B. haben oft alte Sprachformen.

3. An einigen einfachen Beispielen aus Sitte und Brauchtum sollen diese Vorfragen deutlich gemacht werden. Jesus sagt: „Ich bin das Brot des Lebens.“ Er meint damit einen Gerstenfladen, wie ihn die Menschen des Vorderen Orients als Hauptnahrung essen. In Indien und China ist Reis die Hauptnahrung. Also muß übersetzt werden: „Ich bin der Reis des Lebens.“ In Ostafrika essen die Menschen einen dicken Brei, der aus Mais oder Hirse gemacht wird. Jenes Jesuswort müßte übersetzt werden: „Ich bin der Maisbrei des Lebens.“ In der Übersetzung des Suaheli von Roehl findet sich aber: *mkate wa uzima*. *Mkate* ist das Brot, wie es die Europäer essen. Allerdings setzt es sich auch immer mehr bei den Afrikanern als Nahrungsmittel durch. In der weit verbreiteten Union Version der Suahelibibel findet man *chakula cha uzima*. *Chakula* ist „Nahrung“, also „Nahrung des Lebens“.

Jesus sagt: „Wer mir will nachfolgen...“ Dabei ist daran gedacht, daß Jesus vorangeht, und seine Jünger gehen hinter ihm drein. Sie treten in seine Fußstapfen. Diese Vorstellung widerspricht der guten Sitte der Afrikaner. Ein Häuptling, ein Höherstehender geht niemals als erster. Er geht in der Mitte. Vorne gehen die jungen Männer mit Speeren. Sie müssen den Häuptling schützen vor wilden Tieren. „Sie müssen den Tau

vom Grase abstreifen.“ Theologisch gesehen mag diese Sache nicht so wichtig sein, aber man muß darum wissen.

Jesus sagt Luk. 9, 62: „Wer die Hand an den Pflug legt und sieht zurück...“ Dabei ist gedacht vor allem an die erste Furche beim Pflügen. Ein Bauer ist stolz, wenn er eine schnurgerade erste Furche zieht. Das hat seinen guten Grund. In Schwarzafrika war der Pflug bis zum Kommen des weißen Mannes unbekannt. Im Nyakyusa hat man so übersetzt: „Wer sich umschaute, wenn er die Hacke in seiner Hand hält...“ Da wird das, was Jesus meint, nicht so stark ausgedrückt wie im Deutschen. Natürlich ist es töricht, sich beim Hacken umzuschauen.

Ein anderes Wort, das für afrikanische Menschen mit unheimlichen, tödlichen Vorstellungen verknüpft ist, ist das Wort „Horn“. Wir zitieren Luk. 1, 69: „... und hat unter uns aufgerichtet ein Horn des Heils in dem Hause seines Dieners David.“ Im Alten Testament und den vorderorientalischen Religionen dient das Wort Horn als Zeichen der Macht und Stärke. In Lukas 1, 69 ist „Horn des Heils“ eine Umschreibung für das Heil, das durch Jesus gekommen ist. „Der Stärkere ist gekommen (Mt. 12, 21 ff.). Die abaganga abakali, „die scharfen Medizinmänner“, gebrauchen die Hörner von Rindern, um darin ihre Medizinen, besonders ihre Gifte, aufzubewahren. Horn ist zum Deckwort geworden für Medizinen zerstörender Art. Wenn ein Medizinmann zu einem Menschen sagt: „Ich habe dir das Horn geschickt“, so meint das: Ich habe dir den Tod ins Haus geschickt. Und der Mensch, gegen den es gesagt worden ist, erkrankt und stirbt, wenn nichts dagegen unternommen wird. Und nun soll es ein „Horn des Heils“ geben? Das ist schon eine schwer zu fassende Sache.

4. Dr. Karl Roehl, der bekannte Übersetzer der Suahelibibel und des NT in das Shambala — er hat auch eine umfassende Grammatik des Shambala geschrieben —, warnt davor, junge Mitarbeiter bei der Übersetzungsarbeit heranzuziehen. Man sollte alte Männer befragen, die an den Häuptlingshöfen leben. Sie sprechen die beste Sprache. Ein junger deutscher Missionar sagte mir vor 10 Jahren von Dr. Gutmann, dem bekannten Dschagga-Missionar: „Dr. Gutmann spricht ein sehr schlechtes Dschagga. Das sagten mir die Lehrer.“ Weil ich das für sehr unwahrscheinlich hielt, befragte ich Filipu Njau, den langjährigen Mitarbeiter Gutmanns. Er ist ein Meister der Dschaggasprache. Seine Antwort war: „Gutmann sprach besser Dschagga als wir. Heute sprechen die jungen Männer ein sehr schlechtes Dschagga.“ Hoffmann, der bekannte Neuguinea-Missionar, hat eindringlich darauf hingewiesen, daß die „primitiven“ Papua sehr viel halten von einer gewählten Sprache. Nicht anders ist es in Afrika und anderswo. In Japan stehen die weißen Missionare in

nicht hohem Ansehen, weil sie oft gar nicht Japanisch lernen, sie arbeiten mit Dolmetschern — oder sie sprechen ein gebrochenes Japanisch.

Jener Herrnhuter Missionar Kleinschmidt, der vor mehr als etwa 150 Jahren in Grönland arbeitete, tat recht daran, daß er zum Entsetzen der weißen Mitarbeiter in einem Eskimodorf lebte, um dort die nicht ganz einfache Sprache zu lernen. Seine Begründung: „Von den Europäern lerne ich ein europäisches Eskimo.“ Man muß die Alten fragen. Das kann man erst, wenn man ihr Vertrauen gewonnen hat.

III. Drei Beispiele

1. Das Wort „Heide“.

Das ist im A.T. die Übersetzung von Gojjim „die Völker“, die nicht von Jahwe, dem Gott Israels, und seinem Gesetz wissen. Im N.T. hat ethnoi die gleiche Bedeutung. Im Deutschen ist das Wort Heide kulturgeschichtlich stark belastet. Das Christentum faßte zuerst Fuß in den Städten. Die Bewohner des Landes, „die Heiden“, blieben noch lange in heidnischen Vorstellungen belastet. „Heiden“, d. h. Dorfbewohner, sind die Nichtchristen. Sie sind kulturell rückständig.

Inzwischen ist der Begriff des Heidentums theologisch zu einem der schwierigsten und wichtigsten Probleme geworden. Das Heidentum in Afrika ist ein „unwissendes Heidentum“ (vgl. Apg. 17, 30). Ist der Islam als „nachchristliche Religion“ eine heidnische? Ist der atheistische Kommunismus, der ja nur im christlichen Lebensraum entstehen konnte, ein Heidentum? Ist das heutige Christentum, wie es im „christlichen Westen“ lebt, mit der großen Schar der Menschen, die nur in der Gewohnheit Christen sind, nicht ein „nachchristliches“ Heidentum? Die großen Blutmenschen unserer Zeit, Hitler, Himmler, Stalin usw., haben von Hause aus eine christliche Erziehung gehabt, sie waren Getaufte; waren sie Heiden? Die Gleichgültigkeit der „Christen“ ist ja bedrückender als eine Feindschaft. Sind sie Heiden? Und wenn sie Heiden sind, dann sind sie doch wissende Heiden im Gegensatz zu den unwissenden Heiden! Alle diese Fragen kommen immer mehr auch auf die Glieder der afrikanischen und asiatischen Christenheit zu.

Wie soll nun „Heiden“ in afrikanische Sprachen übersetzt werden? In der Union Version, der weit verbreiteten Suahelibibel, hat man es, ähnlich wie im Hebräischen und Griechischen, mit mataifa, „Stämme“, „Völker“, übersetzt. Das ist eine neutrale Wiedergabe. Sie bekommt erst durch die Deutung ihren Sinn.

Dr. Roehl in seiner Übersetzung des Suaheli und des Shambala hat Heiden übersetzt mit wamizimu, „Menschen der Ahnen“, genauer, Menschen, die

die Ahnen verehren. Gewiß ist die Ahnenverehrung ein Kennzeichen der afrikanischen Religion. Aber es ist nur *ein* Kennzeichen. Die Vorstellung von dem fernen, verborgenen Gott, die Überzeugung, daß alles Böse in der Welt auf Hexen zurückzuführen ist, die vielen Tabuvorstellungen usw., die das Leben stark bestimmen, sind in dem Namen wamizimu nicht miterfaßt.

In einigen anderen Sprachen, z. B. Nyakyusa und Nyiha, ist Heiden übersetzt mit abapanja, „Menschen, die draußen sind“. Wer die Aussagen etwa des Kolosserbriefes studiert, der wird allerlei Einwendungen vorzubringen haben gegen diese Wiedergabe.

2. Die Übersetzung des Wortes „glauben, Glaube“.

Auf die biblische Bedeutung kann hier nicht eingegangen werden. Man müßte die Bibel ausschreiben, um sie wiederzugeben. Im Deutschen hat das Wort „Glauben“ eine z. T. recht widerspruchsvolle Bedeutung erfahren. „Glaube ist Nichtwissen“; „Ich glaube nur, was ich sehe“; „Ich glaube an den Menschen“ usw. So haftet dem Ausdruck im alltäglichen Sprachgebrauch etwas Ungewisses an; glauben wird wie vermuten verwendet.

In der Union Version des Suaheli findet sich Verbsadiki „glauben“ und imani „der Glaube“. Beides sind arabische Lehnwörter und bis an den Rand mit islamischen Vorstellungen gefüllt. Sie sagen aus, es wird für wahr gehalten, daß es einen Gott gibt. Beide beinhalten die Unterwerfung unter den Willen Allahs. Dieser Unterwerfung fehlt ganz und gar das Moment des Vertrauens. Für den Moslem ist es eine Lästerung, Gott einen Vater zu nennen.

Dr. Roehl hat darum in seiner Übersetzung ein Bantuverb genommen, nämlich —tegemea, „sich anlehnen, stützen“. Er gebraucht es immer mit einem Objekt. So wird kumtegemea Mungu „Sich auf Gott stützen, sich an Gott anlehnen“. Im N. T. ist ja Glaube immer Glaube an den „Vater unseres Herrn Jesu Christi“.

Im Nyakyusa und Nyiha haben die Übersetzer, Nauhaus und Bachmann, —itika bzw. —itixa genommen für glauben. Die Substantive sind ulwitiko und ulwitixo, —itika ist: auf einen Ruf zustimmen, antworten. Gott ruft Menschen bei ihrem Namen, und sie antworten: „Hier bin ich, Herr!“ Die Auslegung dazu gibt die Bibel selber. Das haben die Christen sehr gut erkannt.

Besonders aufschlußreich ist, was Dr. Roehl über seine Bemühungen in einem Aufsatz, der im Jahre 1904 erschien, berichtet, „das rechte Wort“ für „glauben“, „Glaube“ zu finden. Er brauchte acht Jahre, bis er „das rechte Wort“ im Shambala fand. Zunächst, und das gilt für fast alle Sprachen, haben die Worte, die dann als „rechte Worte“ erkannt werden,

eine sehr reale Beziehung zu irdischen, alltäglichen Dingen. Bei „glauben“ geht es darum: man hört etwas, eine Sache wird einem unterbreitet. Dann kann man das Vorgeschlagene, Gesagte, ablehnen, verwerfen. Man kann es auch annehmen, aufnehmen. Dann aber werden durch die Übersetzung diese Worte im übertragenen Sinne gebraucht. Man mußte also ein Wort suchen, das das Annehmen und Verwerfen irdischer Dinge meint.

Roehl fand das Verb —toza. Er besuchte einen Häuptling. Eine der Frauen des Häuptlings legte ihm das vor wenigen Wochen geborene Kind in die Arme: Toza nwana „halte das Kind“. Das war eine Ehrung des Gastes. Das Wort, das am meisten im A. T. für „glauben“ gebraucht wird, hat ja auch die Nebenbedeutung: Kind halten. —toza meint aber auch andere Dinge halten. Es heißt auch „festhalten, behalten“. Davon wird ein Kausativ gebildet —tozesha. Ein Mann hat ein Rind. Jemand will es ihm abkaufen. Er lehnt das Angebot ab, Atozesha mali yakwe, „er hält sein Eigentum fest“. Den Formen —toza, tozesha fehlte aber — in Roehls Urteil — gänzlich der Unterton des Vertrauens.

Da kommt eines Tages zu ihm ein Junge. Er hat am Halse geschwollene Drüsen. Ihm kann nur durch eine Operation geholfen werden. Darum sagt er zu dem Jungen: „Komm, ich will dir die Drüsen herauschneiden.“ Der Junge zögert. Seine Freunde raten ihm ab. Aber dann kommt er und läßt an sich die Operation vollziehen. Roehl hört, wie die anderen Jungen sagen: Atibela, atozesha mbuli ya muzungu. „Er verachtet uns, er hält das Wort des Europäers ganz fest.“ Also drückt — tozesha auch das aus, was dem Glauben eignet, nämlich Zuversicht und Vertrauen. Darin klingt mit: Gehorsam, der einen Zweifel nicht aufkommen läßt.

Nach langem Suchen stellt Roehl dann fest, daß man von —tozesha ein Substantiv bilden kann: mutozesho. Es meint „Zuversicht, Vertrauen“. Das war eine Neubildung der Missionare. Sie wurde, weil die Möglichkeit von Neubildungen in der Sprache mitgegeben ist, sogleich verstanden. Durch die Beziehung auf den Christus meint es eine Zuversicht, ein Vertrauen auf Gott haben... Von —toza wird dann weiter gebildet mitozeze, d. h. die Art und Weise etwas festzuhalten. Damit wird die Art und Weise des christlichen Glaubens wiedergegeben. Eine weitere Bildung ist mitozesheze „Art und Weise, etwas stark und intensiv festzuhalten“. Es kommt vor in dem Wort Jesu an den Hauptmann zu Kapernaum: „Solchen Glauben habe ich in ganz Israel nicht gefunden.“ Schließlich ist eine letzte Bildung: kitozesheze „Glaube, der sich durch nichts erschüttern läßt“. Alle diese Bildungen, die an sich für die zwischenmenschlichen Beziehungen gebraucht werden, bekommen ihren eigentlichen Sinn durch die Aussagen der Heiligen Schrift. Sie erklären, was damit gemeint ist.

3. Ein weiteres Beispiel: „Vergeben.“

Vergeben ist in jeder Sprache ein sehr schweres Wort. Wer kann schon vergeben? Vor etwa 25 Jahren besuchte ich eine Frau in meiner Gemeinde in Hamburg. Im Gespräch kamen wir auf eine Frau zu sprechen. Sie wurde erregt und sagte: „Vor 20 Jahren hat diese Frau von mir gesagt, ich sei eine Schlampe. Das kann ich niemals vergessen.“ Zwanzig Jahre schleppte sich jene Frau an dieser Last ab. Das Wort „nachtragen“ ist ein sehr schweres Wort. Nicht alle lernen das Wort „vergeben“ aussprechen. Im Griechischen heißt das Wort Vergeben: *aphesis*. Der Ausdruck stammt aus dem Schuldrecht. Eine Schuld erlassen heißt: Sie aus der Welt schaffen. Vergeben heißt Erlaß der Schuld. Beim Propheten Micha (7, 9) steht das Wort von dem Gott, der unsere Sünden in die Tiefe des Meeres werfen wird. Das Verb für Vergeben hat im Griechischen auch die Bedeutung: etwas weit wegwerfen.

Vergeben im Deutschen meint: etwas weggeben, so daß es nicht mehr da ist. Es hat aber auch noch eine schlimme Bedeutung. Wenn ich einem Menschen zurede, er solle sich mit seinem verfeindeten Nachbarn versöhnen, so kann ich wohl die Antwort hören: „Dann vergebe ich mir etwas.“ Gemeint ist: Dann werfe ich mich ja weg!

In afrikanischen Sprachen haftet den Worten, die für vergeben, Vergebung gebraucht werden, leicht ein ritueller, magischer Charakter an. Werden rituelle Verunreinigungen doch als viel gefährlicher, schlechter angesehen als bewußte Schandtaten. Bei den Mbulu in Tanzania muß eine Frau, deren Kind gestorben ist, ein Jahr unrein in der Steppe leben. Dann hat sie einen Mann zu verführen, der an ihrer Unreinheit stirbt. Erst wenn sie das Kind geboren hat, das sie von jenem Mann empfangen hat, kann sie „rein“ zu ihrem Manne zurückkehren. Dabei wird Ehebruch sonst hart bestraft. Hier aber wird er zum Mittel der Reinigung. Wer etwa einen Menschen bei den Nyakyusa ermordet hat, der muß sich durch eine Rite reinigen. Wenn er dann noch die Sühneleistung an die Sippe des Ermordeten geleistet hat, so ist seine Schuld gesühnt.

In der Union Version im Suaheli ist „vergeben“ übersetzt mit *-samehe*. Das ist ein arabisches Lehnwort und mit islamischem Verständnis gefüllt. Wer die Opfer bringt, die Sühne leistet, die vorgeschriebenen Riten vollzieht, der erlangt die Vergebung der Sünden. Dr. Roehl hat das Verb *-ondoa* „aufnehmen und wegtragen“. Das Wort hat an sich eine neutrale Bedeutung. Mir scheint — *ondoa* ein gutes Wort zu sein. Wie einst das Tier am großen Versöhnungstag die Sünden des Volkes aufgelegt bekam, so hat Jesus die Sünden aller Welt auf sich genommen und, wie der Hebräerbrief sagt, vor das Tor hinausgetragen.

Missionar Schomerus suchte lange im Chasu (Tanzania) nach einem Wort für Vergeben. Eines Abends ging er durch das Dorf. Da sah er, wie ein Vater seinen Sohn mit einem Stock strafte. Als der Vater die Strafe vollzogen hatte, zerbrach er den Stock und warf ihn über die Schulter hinter sich. Wer denkt da nicht an das Wort des Alten Bundes: „... denn du wirst alle unsre Sünden hinter dich zurück.“ Man müßte einmal alle die Umschreibungen zusammenstellen, die sich etwa bei Jesaja für „vergeben“ finden. Sie finden sich auch im N. T. Nur *ein* Beispiel soll hier genannt werden. Im Gleichnis vom „Vater und seinen Söhnen“ (Luk. 15) findet sich weder im Deutschen noch im Griechischen das Wort vergeben. Und doch ist das ganze Gleichnis ein einziges Beispiel für das, was Vergeben meint. So wird die Bibel selber zum Kommentar jeder Übersetzung.

4. Die Übersetzung des Wortes „Hoffnung“.

Prof. J. Mbiti, Kampala, Uganda, hat in einer schönen Arbeit über die Religion und Philosophie der Afrikaner darauf hingewiesen, daß für den afrikanischen Menschen die Dimension der Zukunft fehlt. Das ist richtig. Sie fehlt überhaupt in allen Naturreligionen. Was man dort Zukunft nennt, bezieht sich auf die nächste Regen- oder Trockenzeit. Erst wo ein Mensch seine Hoffnung auf Gott setzt, wird der Rahmen erweitert. Dort, wo Menschen hoffen auf den Vater unseres Herrn Jesu Christi, wird die Dimension der Zukunft zur Dimension der Ewigkeit erweitert. Solche weite Hoffnung kann freilich keine Sprache ausdrücken. Das deutsche Wort *hoffen* ist sehr wahrscheinlich abzuleiten von „hüpfen“, „hopsen“. Beides drückt freudige Bewegungen aus, etwa: „Vor Erwartung zappeln.“ Alles menschliche Hoffen hat immer den Nebensinn von etwas Ungewissem. „Ich hoffe, daß ich in der Lotterie gewinnen werde.“ Dazu das Sprichwort: „Hoffen und harren macht manchen zum Narren.“ Das griechische Wort für Hoffen im N. T. hat in seiner Grundbedeutung auch diese Ungewißheit. Aber durch die Gesamtaussagen der Bibel bekommt es dann Klarheit und Gewißheit. Gott allein ist der Grund der Hoffnung. Die christliche Hoffnung hängt zusammen mit der Auferstehung Jesu Christi von den Toten (1. Petrus 1, 3). Im Kommunismus hat der Mensch sich an die Stelle Gottes gesetzt als der, der die menschliche Hoffnung erfüllen wird. In ihm ist die biblische Hoffnung als eine vom Menschen beschlagnahmte zu sehen. Sie wird darum auch eine enttäuschte bleiben. Sie ist im Gegensatz zur „lebendigen Hoffnung“ (1. Petrus 1, 3. 4) eine „tote Hoffnung“. Weil sie die biblische Hoffnung säkularisiert, als ihre eigene übernommen hat. Darum gibt sich die „nachchristliche“ Hoffnung so reich und so vollgültig und ist es doch nicht. Auf sich selbst gestellt fehlt die Verwirklichung trotz allen Fortschrittes.

Im Nyakyusa und Nyiha findet sich das Suaheli-Lehnwort arabischen Ursprungs *-subiri* und zwar in der Form *-subila*, „auf etwas warten, hoffen“. Soviel ich sehen kann, wissen die Nyakyusa und Nyiha kaum etwas von dem ursprünglichen islamischen Inhalt des Hoffens. In beiden Stammesgebieten kennt man den Islam kaum.

Roehl in seiner Suaheli-Übersetzung hat das Verb *-ngoja* „warten“ in der applikativen Form *-ngojea* „warten auf etwas“ übernommen. Das Substantiv ist *kingojeo*, „die Art und Weise, wie man auf etwas wartet“. Ähnliche Worte finden sich in anderen Bantusprachen. An dem Beispiel „Hoffnung“ wird deutlich, daß es sich in den biblischen Aussagen um Dinge handelt, „die in keines Menschen Herz gekommen sind“. Sie können darum auch recht eigentlich gar nicht übersetzt werden.

5. Das letzte Beispiel: „Auferstehen; Auferstehung“.

Ich hatte einmal in dem Krematorium Hamburg-Ohlsdorf eine Trauerfeier. Danach kam ein Hafenarbeiter zu mir und sagte: „Herr Busse, was Sie da von auferstehen, Auferstehung gesagt haben, das kann ich nicht begreifen.“ Meine Antwort war: „Das kann ich auch nicht begreifen!“ Da kann man nur sagen: „Die Worte sind viel zu groß, darum müssen wir das sparen bis an den Jüngsten Tag, da werden wir erfahren, was Gott ist und vermag.“

Ich war ein Junge von vielleicht 10 Jahren, da sah ich, wie auf dem Friedhof des Dorfes, in dem ich in Ostpreußen großgeworden bin, ein Grab ausgehoben wurde. Es war ein alter Friedhof, vielleicht 700 Jahre alt. Der Totengräber brachte ein Bernsteinkreuz heraus. Das war, wer weiß wann, einer Frau mitgegeben worden. Von der Trägerin des Kreuzes war nichts mehr zu sehen. Alles verrottet. Auferstehung im Sinne des N. T. meint, daß der Mensch, der vollständig verwest ist, in Person, mit seinem (neuen) Leibe vor den Richterstuhl Gottes treten wird. Das N. T. spricht nicht von der Unsterblichkeit der Seele, sondern von der Auferstehung des (verwesten) Leibes. Nicht ein Teil des Menschen, sondern der ganze Mensch soll neu werden.

Das griechische Wort, das für Auferstehen im N. T. gebraucht wird, hat die Grundbedeutung: „Aufwecken vom Schlaf; erwachen, aufrichten; aufstehen.“ Man weiß in allen Völkern, was die Afrikaner in die Sprichwörter geformt haben: „Die Toten kommen nicht wieder“; „gegen den Tod ist keine Pflanze gewachsen.“ Das deutsche Verb „auferstehen“ lautete ursprünglich „aufstehen“. So sagte Jesus zu dem Jüngling zu Nain: „Jüngling, ich sage dir, stehe auf.“ Das ist so, als wenn eine Mutter zu ihrem Sohne sagt: „Junge, du mußt aufstehen.“ Heute bezieht sich „auferstehen“ immer auf die Auferstehung von den Toten.

Im Suaheli findet sich das Wort *-fa*. Es hat die Bedeutung „ohnmächtig werden, sterben“. Ich hörte einmal den Satz: „Wir sind Menschen des Sterbens.“ Davon wird ein Inversivum („Umkehrungswort“) gebildet. Von der Grundform kann in Bantusprachen eine Ableitung gebildet werden, die das Gegenteil besagt; z. B. *-vaa* „anziehen“ Inversivum *-vua* „ausziehen“. So wird von *-fa* ein Inversivum *-fufuka* „aus der Ohnmacht erwachen; wieder lebendig werden“. Seinen Sinn bekommt *-fufuka* durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten.

Im Nyakyusa und Nyiha haben die Übersetzer das Wort *-syuka* bzw. *-syuha* gebraucht für „auferstehen“. Seine Bedeutung ist: „Aus der Ohnmacht zu sich kommen.“ Dann aber hat es noch eine andere Bedeutung, die mit der Vorstellung der Ahnen zusammenhängt. Wenn ein Mensch gestorben ist, so streift das, was an ihm unsterblich ist, seinen Tod überdauert, vielleicht zwei bis drei Monate als eine Art „Gespenst“ um die alte Wohnstätte umher. Dieses „Gespenst“ wird von Angehörigen sehr gefürchtet. In einer besonderen Rite wird es nach zwei bis drei Monaten in die Ahnenwelt eingeordnet und zum Ahnen gemacht. Eben diese Einordnung wird mit dem Verb *-syuka*, bzw. *-syuha*, ausgedrückt. *-syuka* müßte also am besten mit „ahnenwerden“ umschrieben werden. Es erscheint kaum geeignet für die Wiedergabe der Aussage des N. T. von der Auferstehung der Toten. Nun, das griechische und das deutsche Wort sind beide von Natur aus auch nicht geeignet. Sie haben aber einen neuen Sinn bekommen. Wenn Christen zum Sterben kommen, so sagen sie wohl: „Ich gehe zu Jesus.“ Besser kann wohl das, was Auferstehen meint, nicht wiedergegeben werden.

Jede Bibelübersetzung ist ein Wagnis. Es soll etwas übersetzt werden, was „in keines Menschen Herz gekommen“ ist, was Menschen also nicht „nachdenken“ können, was die Sprache eigentlich nicht ausdrücken kann. Da werden Worte und Begriffe gebraucht, die oft bis an den Rand gefüllt sind mit einem säkularen, magischen Inhalt. Sie werden dann von dem Glauben beschlagnahmt für den Herrn Christus. Sie werden, wie man es vielleicht ausdrücken sollte, „getauft“, „versetzt aus dem Reiche der Finsternis in das Reich seines lieben Sohnes“. Freilich genügt es nicht, diese Worte zu übernehmen. Sie müssen immer neu „bekannt“ werden. Sonst kann geschehen, daß Menschen die Worte rezitieren, aber nicht mehr „bekennen“. Stehendes Wasser fängt sehr bald an zu faulen. Worte, einst getauft, können erstarren. Nur wenn sie immer wieder neu auf Jesus Christus im Glauben bezogen und mit dem biblischen Inhalt gefüllt gesehen werden, bleiben sie „Worte des Lebens“.

Dr. Joseph Busse, Missionsdirektor in Bethel.

Das Geschenk der Mamsahib

Heller Mondschein lag auf der afrikanischen Steppe. Über dem Livingstone Gebirge leuchtete das Kreuz des Südens, und hinter der hohen Euphorbie kam strahlend hell der Abendstern hervor. Der Mond breitete sein silbernes Licht über das strohgedeckte Farmerhaus, das einsam auf einem Hügel lag. Aus dem Küchenfenster drang gelber Schein. Er kam von einer Stallaterne, die inmitten des Raumes an einem Draht aufgehängt war und deren blakendes Licht kaum die Ecken der Küche erhellen konnte.

Dicht neben der Lampe stand ein Tisch, über den sich die weißhaarige Farmersfrau beugte, die auf ihrer Kaffeefarm im Innern Ostafrikas alt geworden war. Es war Weihnachtszeit. Am Nachmittag hatte sie aus den Wäldern am Gebirgsrand ein paar Zedernzweige geholt und zu einem Adventskranz geflochten. Eine Kerze hatte sie aus der Schublade genommen, hatte sie in Wasser gelegt, weil sie von der Hitze weich geworden war, und dann an dem Kranz befestigt. Nun lag er auf dem Tisch im Wohnzimmer.

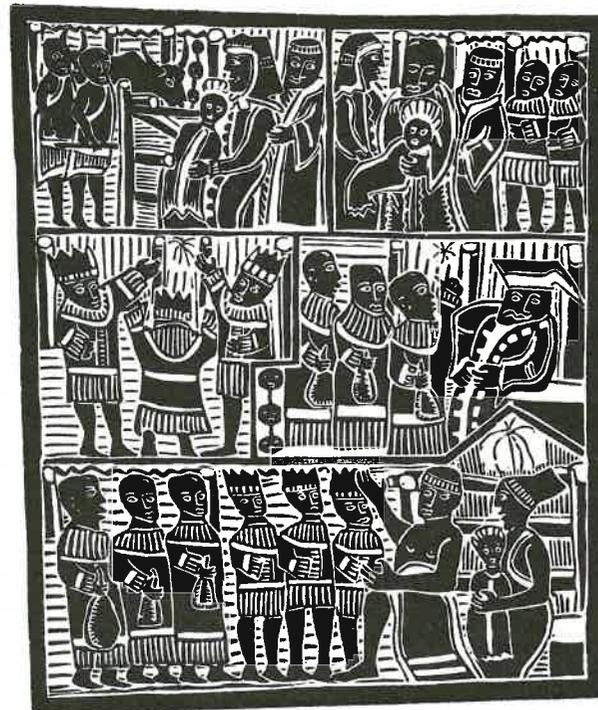
Wenigstens der Adventskranz würde fertig sein, wenn ihr Mann nach Hause kam. Doch vielleicht würde sie, wenn sie sich sehr beeilte, auch die Pfefferkuchen noch zur Zeit gebacken haben. Sie rollte den Teig aus, und ihr kleiner Boy, Davidi wühlte in den vielen schönen Keksförmchen herum, stach immer neue, immer schönere aus dem Teig heraus, Sterne, Vögel, Blumen, Pilze, Weihnachtsmänner und große und kleine Herzen. Vorsichtig legte er die fertigen Kuchen auf das Blech und schob sie in den Herd. Durch einen Riß in der Ofentür drang der Feuerschein heraus und spielte auf Davidis schwarzer Haut. In seinen Augen leuchtete Freude. Die Farmersfrau nahm ein Blech nach dem anderen aus dem Ofen und legte die fertigen Plätzchen auf einen groß Baststeller. Davidi sog den Duft des Gebäcks ein. O, wie gut mußte das schmecken! Die Mamsahib spürte sein Verlangen und schob ihm Stern, Vogel, Pilz und Herz hin. „Hier, Davidi, nimm! Koste, ob es gut ist.“ Gierig griffen die braunen Bubenhände nach dem Gebäck.

Da kamen leise Schritte aufs Haus zu. „Hodi, hodi“, rief es von draußen. „Karibu, bitte, tretet ein“, lud die Farmersfrau die späten Gäste ein. Zögernd ging die Tür auf, und herein traten Ananidze und Petere, Pfarrer und Lehrer aus dem Afrikanerdorf. „Wir wollten dich heute besuchen, Mamsahib (Herrin), aber wir mußten noch beim Mutekedzi (Hirte, Missionar) das Weihnachtsspiel üben. Darum wurde es so spät.“

Eigentlich hatte die Mamsahib jetzt gar keine Zeit. Aber fortschicken konnte sie den Besuch auch nicht. Sie freute sich ja, daß die beiden kamen. Wie oft hatte sie mit ihnen zusammen gegessen, hatte sich von den Sitten und Gebräuchen der Afrikaner erzählen lassen und hatte ihre Lieder und Märchen aufgeschrieben. Nein, sie durfte sie heute nicht wegschicken.

„Setzt euch nur in die Stube, Ananidze und Petere, und wartet dort ein Weilchen. Wenn ich hier in der Küche fertig bin, komme ich zu euch.“

Sie führte die beiden ins Zimmer. In der Küche verschwanden unterdessen einige der schönsten Tiere, Sterne und Herzen im schmutzigen Lendentuch eines kleinen schwarzen Buben. —



Als die Mamsahib in die Küche zurückkam, fiel ihr Auge auf den vollen Kuchenteller. Sie wollte den beiden, die ihr so bereitwillig aus dem Stammesleben erzählt hatten, eine Freude bereiten, nahm den Baststeller, trug ihn ins Zimmer und stellte ihn neben den Adventskranz. „Hier, Ananidze und Petere, greift zu.“

Erfreut sprangen die beiden auf und schüttelten ihr die Hände. „Asante sana, Dank dir, asante sana, Mamsahib.“ Behutsam nahm jeder ein Plätzchen und aß es auf.

Die Mamsahib ging an ihre Arbeit zurück und rollte weiter Kuchenteig aus.

Es dauerte länger, als sie gedacht hatte. Ananidze und Petere warteten geduldig in der Stube. Doch allmählich wurde es ihnen langweilig. Zö-

gernd kam Petere in die Küche. „Wir müssen nun fortgehen, Mamsahib. Wir werden ein andermal wiederkommen.“

Es war der Mamsahib heute ganz lieb, daß sie gingen. Sie schüttelte dem Lehrer freundlich die Hand. Der zögerte und suchte nach Worten.

„Fehlt noch etwas, Petere?“

„Ach ja, Mamsahib, hast du etwas Papier?“

„Zum Schreiben, Petere?“

„Nein, Mamsahib, zum Einwickeln.“

Die Farmersfrau ging in den Vorratsraum und kam mit einem Bogen Papier zurück. „Genügt das, Petere?“

Verlegen blickte der Lehrer von dem Papier auf die Frau. „Nein, Mamsahib, das wird zu klein sein.“

„Ist dieses gut, Petere?“

„Ja, Mamsahib, vielleicht wird es reichen.“

Er griff nach dem Papier, bedankte sich und ging ins Zimmer. Wenige Augenblicke später kam Ananidze heraus. Auch er schien verlegen. „Mamsahib, das Papier reicht immer noch nicht. Bitte, gib mir noch eins!“

Verwundert suchte die Farmersfrau in ihrem Vorratsraum. Was hatten die zwei nur? Ach, sie kannte die Sitten der Afrikaner so gut und kam doch nicht darauf. Auch als die beiden sich endgültig verabschiedeten und etwas behutsam zu tragen schienen — im Petroleumlicht war es nur undeutlich sichtbar — — ahnte sie nichts.

Erst als ihr Mann nach Hause kam und sie ihm die frischgebackenen Plätzchen im Wohnzimmer anbieten wollte, begriff sie. Sie mußte sich einen Augenblick an der Tischkante festhalten. Der große Bastteller stand neben dem Adventskranz — leer, ganz leer. Sie schluckte ein paar mal. Ihr Mann sah ihr fassungsloses Gesicht, roch den Duft der Plätzchen aus der Küche und blickte auf den leeren Teller. Plötzlich lachte er laut und herzlich. Ich traf Ananidze und Petere auf der Dorfstraße. Sie bedankten sich bei mir für die vielen schönen Kuchen. Du hast ihnen eine große Freude damit gemacht.“

„Ja, ja“, stotterte die Mamsahib, „aber ich hab ihnen doch nur ein paar anbieten wollen —.“ „Und sie haben alle mitgenommen! — Was du ihnen bringst, gehört ihnen. Sie konnten nicht alle aufessen, aber es wäre nach ihrer Sitte unhöflich gewesen, dein Geschenk stehenzulassen. Ein Geschenk nehmen sie ganz an, ohne zu zögern, ohne zu überlegen. Du hast schenken dürfen. Sie haben sich beschenken lassen, so, wie wir durch die Geburt des Heilandes, die wir alljährlich feiern, beschenkt worden sind.“ Die Mamsahib eilte in die Küche, um die letzten Plätzchen aus dem Ofen herauszunehmen. Sie würde nun morgen noch einmal backen müssen. Aber was tat es? In ihrem Herzen war Freude, Freude über ein wirkliches Geschenk.

Ursula Namgalies.

Mit freundlicher Genehmigung der Verfasserin ihrem Buch „Afrikanische Weihnachtsgeschichten“ entnommen (leider vergriffen).



Kosmvision — Invasion 2000

Ein Alptraum im Herbst 1970

Aus Kindertagen kennen manche von uns das Weihnachtsgedicht „Der Traum“. Kein Geringerer als Hoffmann von Fallersleben, der Dichter des Deutschlandliedes, unserer Nationalhymne, ist sein Verfasser. Wir geben die ersten drei Strophen hier wieder:

„Ich lag und schlief, da träumte mir ein wunderschöner Traum:

Es stand auf unserm Tisch vor mir ein hoher Weihnachtsbaum.

Und als ich nach dem Baume sah und ganz verwundert stand,
Nach einem Apfel griff ich da, und alles, alles schwand.

Da wacht' ich auf aus meinem Traum, und dunkel war's um mich:

Du lieber, schöner Weihnachtsbaum, sag' an, wo find' ich dich?“

„Der Traum“ — wir alle haben schon geträumt, wir träumen in jeder Nacht; oft wissen wir das hinterher nicht. Aber eine traumlose Nacht soll es nach Beobachtungen der Wissenschaft nicht geben. Und was träumen wir alles zusammen! Viel wirres und krauses Zeug! Wir sehen Gestalten, die es in unserer Erfahrungswelt überhaupt nicht gibt. Wir schrecken auf, geängstigt und gefoppt durch böse Menschen oder Mächte. Manch ein Traum verfolgt uns bis in den Tag hinein. Bisweilen wird er uns zum Anruf, dies oder das zu tun. Es gibt schwere Träume, die als Alptraum auf uns liegen. Manchmal wissen wir nicht, ob uns die Traum-

bilder wirklich im Schlaf begegnet sind oder ob wir wach oder halbwach vor Probleme gestellt wurden. Von solch einem Traum, der zwischen Schlafen und Wachen in der Schwebeliege bleibt, laßt mich berichten.

Es war eine Nacht, die auf einen trüben, nebelfeuchten Novembertag folgte. Sturm tobte, zerrte an Fenstern und Türen und riß die letzten Blätter von den Bäumen. „Ich lag und schlief, da träumte mir“ – ein fürchterlicher Traum. Genauer gesagt: ich konnte nur schwer und spät einschlafen, Gedanken kamen, Bilder tauchten auf, und all das Dunkle, das sie in sich trugen, floß wie ein aufgewühlter Strom in das Wort: „Deutschland, da ich dein gedacht, hat mich's um den Schlaf gebracht.“ Irgendwann kam schließlich doch der Schlaf. Und der Traum!

Ja, der Traum. Was ich träumte, sucht die Überschrift dieser Zeilen anzudeuten, novembernebelhaft anzudeuten. Die Menschheit beging die Jahrtausendwende. Ein paar Stunden noch schrieb man die Jahreszahl 1999. Wenn ich dann noch lebte, wäre ich 100 Jahre alt. „Ihrer sechzig hat die Stunde, über tausend hat der Tag“ sagte Goethe über den Ablauf der Zeit in den Minuten, die uns gegeben sind, sie zu füllen. Empfangende sind wir, und Empfangenhaben heißt Bestimmtsein zum Fruchtbringen. Jede Empfängnis zielt auf Frucht. „Ihrer sechzig hat die Stunde“, und bald wird man das Jahr 2000 schreiben. 2000! Mich schüttelt es im Traum, und beim Erwachen war ich wie aus dem Wasser gezogen – in mehrfacher Bedeutung dieser Redewendung. 2000 – lieber Gott, ich möchte das nicht erleben, besonders nicht, wenn das sich erfüllt, was der Traum mir zeigte!

Man wird in der Silversternnacht von 1999 auf 2000 das neue Jahr begrüßen, wie man jedes neue Jahr begrüßt hat. Nur noch bombastischer, gigantischer, raffinierter mit dem Feuerwerk zuckender Blitze, mit ohrenbetäubendem Krachen, mit sinnverwirrenden, verkrampten Tänzen, mit Alkohol und Sex und mit Rauschgiften, die in superlativische Zukunftszustände emportragen. Vielleicht werden wir auf feuerspeienden Flugkörpern in rasanter Fahrt durch das tosende Feuerwerk sausen. Die Entwicklung der Technik bietet ja ungeahnte Möglichkeiten! Und auf Geld kommt es nicht an. „Man lebt doch nur so kurz und ist dann so lange tot, also heut ist heut!“ Es mag bei dem ganzen Unternehmen einige „Verkehrstote“ geben, vielleicht ein paar hundert, vielleicht ein paar tausend oder mehr. Was tut's? Wir schreiben ja das Jahr 2000! Und wir sind dabei! Oder nur dabei *gewesen*? Aus! Aus!

Bedrängender, aufregender werden die Traumbilder. Sie greifen an Hirn und Herz. Wirklich, sie greifen an, und der Träumende ist „angegriffen“ in des Wortes doppelten Bedeutung. Er sieht drei große Überseedampfer

in den Hamburger Hafen einlaufen. Lotsen, Hafenzoll und andere, die ihr Dienst festhält, sind verdrießlich. Hätte nicht in dieser bedeutungsvollen Stunde der Menschheit der ganze Betrieb ruhen können? Man schreibt doch immerhin in wenigen Stunden das Jahr 2000! Warum kann man nicht dabei sein wie all die andern?

Inzwischen haben die drei Ozeanriesen festgemacht. Im Lichtkegel riesiger Scheinwerfer, deren Helligkeit hundertmal größer ist als die des Jahres 1970, sieht man die Flaggen der Heimatländer. Doch keine dieser Flaggen ist im internationalen Flaggenkalender verzeichnet. Sie haben riesige Ausmaße, und jede Flagge zeigt ein Kreuz. Die eine hat ein schwarzes Kreuz auf silbernem Grund, die Flagge des zweiten Schiffes ein schräg über grünem Grund hingelagertes weißes Kreuz, während hochaufgerichtet auf rotem Grund das goldene Kreuz der dritten Flagge steht. Von ihm gehen leuchtende Strahlen wie Blitze über das ganze Flaggentuch hin. Die Leuchtkraft dieser Strahlen ist so stark, daß sie die der Scheinwerfer noch übertrifft und weit über den Hafen hinaus die Stadt in gleißendes Licht taucht.

Die Schiffspapiere sind in Ordnung. Als Hoheitsgebiet des Schiffes mit dem schwarzen Kreuz ist schlichtweg Afrika angegeben. Die Frage, ob im Jahre 2000 der schwarze Erdteil ein einheitlicher Staat sein wird, stellt sich dem Träumenden nicht. Das Schiff mit dem weißen Kreuz kommt aus China, das Schiff mit dem goldenen Strahlenkreuz hat die Doppelbezeichnung Indien-Indonesien als Heimatangabe. Gespenstisch mutet das Ganze an – wie einst „Der Fliegende Holländer“. Höchst seltsam ist diese Invasion am Vorabend des Jahres 2000. Seltsam, erschreckend, faszinierend.

Nur zwei Männer aus jedem Schiff gehen von Bord. Sie sind von unterschiedlicher Hautfarbe, zwei Schwarze, zwei Gelbe, zwei Braune, echte Vertreter ihrer Heimat. Ihre Kleidung aber ist einheitlich, ein langes weißes Obergewand, das den ganzen Körper bedeckt, Sandalen an den Füßen, barhäuptig, einen langen Stab in der Hand, dessen Knauf eine Krone ist. Die Sechsen kennen einander nicht. Aber sie begrüßen sich herzlich wie gute Freunde. Schnell haben sie ihre Erlebnisse ausgetauscht. Unabhängig haben alle in ihrer Heimat zur gleichen Stunde einen riesigen Feuerball am Himmel aufleuchten sehen. Ein züngelndes Band ließ am nachtdunklen Himmel die Inschrift erkennen: „Das Wort für Lutherland! Schnell!“ Am andern Morgen trafen sie Freunde und Bekannte, Gleichgesinnte. Alle hatten dasselbe Nachtgesicht gesehen. Ja, über Nachrichtensatelliten kam aus entlegensten Dörfern Afrikas, Asiens und anderer Gebiete die Kunde gleichartigen Erlebens. Die Journalisten in Europa

registrierten das Ereignis, sie kommentierten es, suchten es mit dem banalen Satz abzutun: „Was es nicht alles gibt!“, und dann ging man zur Tagesordnung über. Bald war das Ereignis in Europa vergessen. Nicht so bei den andern. Die „Leute unter dem Wort“, wie sich die Empfänger jener nächtlichen Offenbarung nannten, waren gewiß: Uns ist ein Auftrag geworden, ihm haben wir zu gehorchen. Fieberhaft gingen sie ans Werk, das sie in voller Klarheit vor sich sahen. Drei Monate später wiederholte sich die Erscheinung des Feuerballs. Nur die züngelnde Schrift lautete diesmal etwas anders: „Invasion Lutherland! Sofort!“ Darunter deutlich eine Dornenkrone. „Uns war ganz klar: das Wort muß eilen“, sagte einer der beiden Afrikaner, als die Sechs aus dem Hafengebiet in das Stadtinnere strebten. „Uns ging es ebenso“, bekräftigte jeder von ihnen.

Unter Segenswünschen und Glaubensliedern waren die drei Schiffe aus ihren Heimathäfen ausgelaufen. Sie trugen kostbare Last. Beim Einfahren in den Hamburger Hafen erklang in den 3000 Sprachen der Welt, machtvoll anschwellend, das Lied: „Es kommt ein Schiff, geladen bis an sein' höchsten Bord, trägt Gottes Sohn voll Gnaden, des Vaters ewigs Wort.“ Die Invasion 2000 begann.

„Eure Kirchen sind alle dunkel. Man sieht keine erleuchteten Fenster. Man hört keinen Glockenklang. Habt ihr zum Eingang in das neue Jahrtausend keine Gottesdienste?“, so redete einer der Ankömmlinge eine Gruppe junger Leute an. Die Angeredeten lachten. War es ein Hohnlachen? Oder war es müdes Lachen der Verlegenheit oder Verzweiflung? Einer aus der Gruppe erwiderte: „Kathedralen, Kirchen, ja, die sind heute geschlossen. Nach dem, was früher in ihnen vonstatten ging, fragt heute niemand mehr. An manchen Abenden sind sie zwar hell; dann wird in ihnen diskutiert oder getanzt oder Zukunftsmusik gemacht. Aber mit dem alten Zaubertram von früher sind wir fertig. Wir schreiben immerhin in vier Stunden das Jahr 2000!“

Betroffen und erschüttert gingen die Fremden weiter. „Lutherland?“, sagte einer von ihnen. Der Chinese sprach ein paar ältere Menschen an. „Sammeln sich denn keine Menschen mehr um die Bibel, um Gottes Wort?“ „Pst!“, wurde ihm entgegnet, „die Bibel ist abgeschafft. Man sagt, sie sei ein Märchenbuch und gefährde den Fortschritt. Gott ist tot-diskutiert und totgeschrieben worden. Man darf nicht einmal das Wort öffentlich nennen. Wir sind progressiv. Seid ihr Fremdlinge denn noch so rückständig, daß ihr noch von dem alten dicken Buch unserer Großeltern sprecht?“

In diesem Augenblick ging ein helles Leuchtzeichen auf den drei Schiffen auf, wie von unsichtbarer Hand gezündet. Gleichzeitig hörte man ein

Brausen wie Orgelklang. „Nun kommt, ihr dreitausend“, so hörte man die sechs Fremden im Chor rufen. Eine riesige Menschenchar, einheitlich gekleidet wie jene sechs, verließ die Schiffe. Alle waren bepackt mit einem schweren Stapel von Büchern. Jedes Buch trug in Goldbuchstaben die Aufschrift: „Buch der Hoffnung“. Als Herstellungsorte waren die Städte Peking, Saigon und Nairobi angegeben. Über der Kette der dreimal tausend aber, die einzeln hintereinander gingen, lag ein überirdisches Leuchten.

Die Bücher wurden verteilt, jeder griff nach ihnen, niemand wies sie zurück. „Denn“, so hörte man eine müde Stimme sagen, „Hoffnung haben wir nicht mehr. Trotz aller Erfolge und Freiheiten, trotz alles Wissens und Sinnenkitzels sind wir einsam, hilflos, krank. Nur im Rausch können wir das Dasein noch ertragen. Wenn euer Buch uns neue Hoffnung gibt, wollen wir anfangen, darin zu lesen, wollen es kennenlernen, morgen, am 1. Januar 2000.“

„Da wacht' ich auf aus meinem Traum, und dunkel war's um mich.“ Verschwunden war all das Schaurige, Böse. Verschwunden waren aber auch die Fremden und ihre Dampfer. Verschwunden war das strahlende Leuchten, das Buch der Hoffnung und der Jubelton der Freude. Ein letzter Funkspruch, der von einem der heimfahrenden Schiffe ausging und den Äther durcheilte, wurde auch von dem Träumenden aufgefangen: „Unternehmen Bibelinvasion 2000 beendet!“

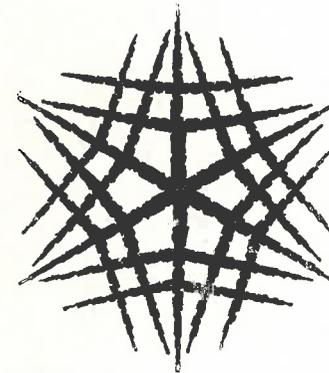
Bruchstückartig setzte ich mir das Traumerlebnis wieder zusammen. In mir klang jene Stimme nach: „Morgen wollen wir anfangen. Morgen, am 1. Januar 2000.“ Und ich fragte mich, ich frage euch: „Warum nicht heute? Warum nicht sofort?“ Die Bibel ist das Buch der Hoffnung für jedermann. Wird eine Zeit kommen, in der die Christen aus Asien und Afrika uns Deutschen im Lande Luthers die Bibel wieder nahebringen werden, der wir uns entfremdet haben? Invasion 2000? Neugeburt Europas? Oder lassen wir uns schon heute aufschrecken und ernüchtern aus unseren „Ohne-Gott-Phantastereien“, aus Öde und Leere einer Scheinwelt durch den Anruf, der uns aus dem Buch der Hoffnung entgegenklingt: „Wache auf, der du schläfst, so wird dich Christus erleuchten“? Bibelinvasion! Heute, bei uns, bei dir? „Er sandte sein Wort und machte sie gesund.“

Anonymus Confessor.

Zu unseren Bildern

Die Weihnachtsbilder dieses Heftes sind dem afrikanischen Lebenskreis entnommen. Jedes Volk nimmt in seine bildhafte Darstellung wie in sein Liedgut das Geschehen der Weihnacht in der Eigenart des einzelnen Volkes auf. Wir kennen Darstellungen deutscher, flämischer, italienischer Meister. Der Christus Gottes, für die ganze Menschheit zum Retter gesandt, wird durch solche Darstellung jeweils in ein bestimmtes Volk hineingeboren, wohnt in diesem Volk, wird in ihm heimisch. „In unser armes Fleisch und Blut verkleidet sich das ewige Gut.“ So wird Christus auch den Afrikanern ein Afrikaner. Die beiden Schwarz-Weiß-Bilder stammen von einem afrikanischen Künstler, dem Zulu AZARIA MBATHA aus RORKE'S DRIFT. Das eine Bild stellt die Vertreibung aus dem Paradies dar und trägt die englische Unterschrift: „Verflucht sei der Acker um deinetwillen“ (1. Mos. 3). Das andere Bild verweist auf Jesaja 9, 6: „Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben.“

Das Farbfoto des Titelbildes, das wir der Bethel-Mission verdanken, zeigt, wie afrikanische Christen im Weihnachtsgottesdienst das Wunder der Heiligen Nacht anbetend feiern.



Allen Lesern, Spendern

und Freunden

ein gesegnetes Weihnachtsfest 1970

und ein gutes Neues Jahr 1971

Die Canstein-Briefe werden im Auftrage der von Cansteinschen Bibelanstalt (581 Witten, Röhrchenstraße 10, Postfach 1840; Ruf: 54045 und 54046) von Superintendent i. R. Günther Leppin, Detmold-Hiddesen, herausgegeben.

Unsere Spendenkonten: Postscheckkonto 192743 Köln oder Konto 807/4023 bei der Deutschen Bank, Filiale Witten.